

Ulrich Libbrecht

—

Dem Leben sei Dank

Dem Leben sei Dank

von
Ulrich Libbrecht

Autorisierte Übertragung
aus dem Niederländischen

von
Ulrike Oehlschlägel

Traugott Bautz
Nordhausen 2012

Originaltitel: Met dank aan het leven
© Uitgeverij Lannoo nv, Tielt (Belgien) 2008
www.lannoo.com

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in Der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Umschlagillustration unter Verwendung der Zeichnung:
›Der Reiher im Schnee‹, Ma Yüan
(1190-1225), Nationalmuseum Taipeh, Taiwan

Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2012

Alle Rechte vorbehalten
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig
und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany
ISBN 978-388-309-703-9
www.bautz.de

Inhalt

Prolog	9
Teil I Worüber Demokrit lacht	11
Vier Gründe, dankbar zu sein	13
Wohlfahrt verpflichtet zur spirituellen Entwicklung.....	29
Teil II ... darüber weint Heraklit	57
Meine Zweifel.....	57
Mein Weltbild	69
Mein Menschenbild	89
Abschied.....	153

Meiner lieben Frau Helga gewidmet
in Dankbarkeit
für ein halbes Jahrhundert
Treue, Unterstützung, Geduld und Liebe

Prolog

Dies ist ein leicht verständliches Buch, von einer einfachen Seele für einfache Menschen geschrieben. Für Gelehrte, Intellektuelle und Akademiker habe ich ein Werk mit 2133 Seiten und 7496 Fußnoten verfasst. Es ist keine Kunst, komplizierte Dinge unverständlich zu erklären. Sie jedoch so einfach zu formulieren – ohne ihrem Inhalt Gewalt anzutun – dass jeder Mensch mit gesundem Verstand sie begreifen kann, ist eine wahre Kunst. Ich habe immer als Kriterium für mein eigenes Verständnis der Dinge die Losung gewählt: Wenn man die Dinge nicht so erklären kann, dass jeder sie versteht, hat man sie selbst nicht begriffen.

Teil I

Worüber Demokrit lacht ...

Schopenhauer soll einmal gesagt haben: »Leben tut man vorwärts, philosophieren rückwärts« - und wenn es nicht von ihm stammt, dann ist es auf meinem eigenen Mist gewachsen. Für die Jugend gehöre ich längst zum alten Eisen. Der alternde Mensch jedoch erkennt sich - in aller Bescheidenheit - eine gewisse Altersweisheit zu. Zwischen den beiden Weltkriegen wurde ich geboren; damals, als die Trümmer des Ersten Weltkrieges fast beseitigt waren und wir uns aufmachten, die Messer für die nächste kriegerische Auseinandersetzung zu wetzen. Das Leben habe ich als eine spannende Form der Zeitverschwendung erfahren. Eine Zeitverschwendung deshalb, da wir spürten, dass die nächsten Generationen alles viel besser wissen wird und wir demnach unsere Zeit vertrödeln haben. Spannend in dem Sinn, weil es nie zuvor eine Generation gab, die die Welt in so kurzer Zeit so stark verändert hat. Es ist doch erstaunlich, dass jemand, der noch das Ende des Mittelalters - mit Feder und Tintenfass - erlebt hat, heute am Rechner sitzt und seine Texte schreibt.

Ich will Ihnen aber keine Autobiographie aufschwätzen, denn letztlich ist jedes Leben die Summe vieler unbedeutender Ereignisse. Die Unvergessenen sind häufig zudem die größten Verbrecher - sie füllen unsere Geschichtsbücher. Dennoch muss ich Ihnen ein paar Dinge erzählen, damit der Rest meiner Geschichte verständlich wird. Ich bin ein Sinologe; das ist jemand, der versucht, mit »China« sein Brot zu verdienen. Als Orientalist habe ich gleichwohl erfahren, dass das irische Sprichwort *Too far east is west* (»Der Osten hört da auf, wo der Westen beginnt«) zutrifft; wer gen Osten zieht und nicht rechtzeitig innehält, landet unweigerlich

wieder im Westen. Dies könnte als Zusammenfassung meines Lebens gelten. Ich bin zudem ein Philosoph. Aber keine Sorge; ich bin nur ein *philosophe bricoleur* unter den Philosophen (ein »Bastler«), der immer versucht hat, sich einigermaßen im Leben zu orientieren, der auch das »Ding an sich« nicht gefunden hat und manchmal schon damit zufrieden war, wenn er der Sinnlosigkeit etwas Sinn verleihen konnte. Schließlich bin ich ein »Emeritus«, ein Professor, der wegen fortgeschrittenen Alters und des nachlassenden geistigen Vermögens auf die Straße gesetzt wurde. Und zu guter Letzt bin ich ein Naturmensch, der auf den Glamourpartys nichts verloren hat, sondern lieber durch Wald und Feld streift.

Drei große Fragen bestimmen meine bescheidene Philosophie. Die erste hat mit dem Frosch zu tun, der auf dem Boden des Brunnens lebt und nichts von der Größe des Ozeans begreift. Ich habe versucht, aus dem Brunnen zu klettern und mein Leben in »wachsenden Ringen« (Rilke) verlaufen zu lassen, um so ein Weltbürger zu werden. Die zweite Frage ist die viel gestellte, aber nie beantwortete: »Mutter, warum leben wir?« Die alten Religionen und Philosophien glauben, die Antwort zu haben, aber sie klingt nicht mehr so überzeugend wie in der Zeit, als wir noch größtenteils Analphabeten waren; moderne Romanciers predigen schon lange die Sinnlosigkeit. Die dritte Frage schließlich lautet: »Wem gehört die Welt?«

Philosophie beruht auf Erfahrung. Deshalb sind die Älteren unter uns die wahren Philosophen, denn sie wissen es nicht vom Hörensagen, sondern aus eigener Erfahrung. Das Ärgerliche an der Philosophie ist, dass sie letztlich zu nichts nütze ist; wer jung ist, hat noch kaum Erfahrungen gemacht und deshalb keine Lebensphilosophie; er begeht eine Dummheit nach der anderen (Trost findet man nur bei dem Gedanken, dass man die Jugendsünden am besten in der Jugend begeht. Dann hat man später noch etwas davon. Warten Sie also nicht zu lange damit!). Wer alt geworden ist,

hat zwar Erfahrungen gesammelt und damit eine Lebensphilosophie, aber leider, leider keine Zukunft mehr. Man kann mit der Lebensweisheit also nichts mehr anfangen. Die Philosophen finden aber immer einen trostbringenden Gedanken: Diesmal hilft uns Platon, der gesagt hat, dass die nutzlosesten Dinge die schönsten sind. Viele verstehen diese Weisheit nicht, obwohl sie aus dem täglichen Leben gegriffen ist. Beispielsweise mögen es viele Frauen, ihre Ohren mit Ringen zu behängen. Ohrringe sind vollkommen nutzlos, denn man hört nicht besser damit ... aber schön sind sie dennoch.

Vier Gründe, dankbar zu sein

Erster Grund

Gestatten Sie mir, etwas über meine Verwandtschaft zu erzählen. Mein Großvater lebte in der »guten alten Zeit«, von der wir wissen, dass sie alt, aber nicht gut war. Er wurde 1859 irgendwo in den Wäldern von Flandern geboren, war ein Kleinbauer ohne Pferd, der sich sein Leben lang krumm gelegt hat, um vor Johanni die Pacht für das Schloss zusammenzukratzen. Als er heiratete, unterschrieb er die Urkunde, indem er ein Kreuz setzte. Er hatte nämlich nie eine Schule besucht, denn Lesen und Schreiben trugen nichts dazu bei, die Pacht zu erwirtschaften. Als ich frisch verheiratet war, wohnten meine Frau und ich in einer verlassenem Gegend in den flandrischen Ardennen. Neben unserem Haus stand eine mit Stroh bedeckte Kate, in der ein lieber, alter Mann wohnte. Manchmal lehnte er sich über die Hecke, um mit dem »Herrn Lehrer« ein Schwätzchen zu halten. Eines sonnigen Tages saß ich mit einem Buch im Garten. Über die Hecke hörte ich plötzlich: »Herr Lehrer, haben Sie nichts mehr zu tun?« Tatsächlich wäre zu Großvaters Zeiten das Lesen eines Buches für einfache Menschen niemals infrage gekommen; es gab wahrlich Nützlicheres.

Nun bin ich mir dessen vollkommen bewusst, dass, wäre ich 1859 an Stelle meines Großvaters geboren, ich der Kleinbauer geworden wäre, der ein Kreuz als Unterschrift gemacht hätte und schwer hätte schuften müssen, um die Pacht zu erwirtschaften. Ich habe also allen Grund dafür, dankbar zu sein, dass ich 1928 geboren wurde und es mir möglich war, viele Bücher zu lesen.

Mütterlicherseits ist meine Verwandtschaft ausschließlich amerikanisch. Alle Kinder meiner mütterlichen Großeltern wanderten nach Amerika aus, bis auf meine Mutter (Es war natürlich ein großer Verlust für Amerika, dass sie hier geblieben ist, aber schließlich musste ja jemand die Alten versorgen). Mein ältester Onkel emigrierte 1912 und verpasste die Titanic um ein Haar. Im Jahr 1968 erzählte er mir die ganze Geschichte: Mit dem Fahrschein in der Hand stand er Schlange, um an Bord der Titanic zu gehen. Die Emigranten wurden gezählt, und genau vor ihm ging die Schranke zu: Das Schiff war voll. Die jungen Männer waren natürlich sehr enttäuscht, dass sie nicht auf dieses prachtvolle Schiff durften. Ich höre heute noch seine Worte: »Wir mussten mit einem alten Rostkahn fahren.« Manchmal sollte man einem rostigen Kahn im Nachhinein eben dankbar sein. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges emigrierte der Rest der Familie. Meine Großeltern, die achtzig bzw. siebenundachtzig Jahre alt wurden (vom Arbeiten stirbt man bekanntlich nicht), haben ihre Kinder nie mehr wiedergesehen. Man sollte nie vergessen, dass diese einfachen Menschen, die ihr Leben lang Holzschuhe trugen, sehr viel Herzblut vergossen haben. Ihre amerikanischen Enkelkinder haben sie nie gesehen, und wenn sie ihnen je begegnet wären, hätten sie kein Wort miteinander reden können. Telefonieren, geschweige denn E-Mails, kamen natürlich nicht in Frage, höchstens ab und an ein Brief in fehlerhaftem Niederländisch, den man meinem Großvater zudem vorlesen musste. War keiner in der Nähe, dann machte das der Postbote und bekam dafür

einen Schnaps. Häufig versuche ich mir vorzustellen, welche Sorgen diese Menschen gehabt haben müssen und wie viel Kummer und Schmerz sie in ihrem Herzen getragen haben. Sollten wir nicht dankbar dafür sein, dass wir in der heutigen Zeit leben?

Nun etwas zu mir. Ich bin der Einzige meiner Dorfschule, der das altsprachige Gymnasium absolviert hat und somit studieren durfte. Dazu musste ich mich allerdings eines Tricks bedienen. Ich hatte zuhause erzählt, dass ich Priester werden wollte, woraufhin meine lieben katholischen Eltern ihre letzten Groschen aus dem Sparstrumpf hervorholten, um die hohen Studiengebühren zu zahlen. Ich war aber schlau genug – und das muss man im Leben manchmal sein – um es nur vorzuwenden; denn sonst hätte ich nie an einer Universität studieren können, geschweige denn, dass ich später Professor geworden wäre. So hing das Leben von Menschen aus einfachen Verhältnissen häufig an einem seidenen Faden. Heute dürfen die junge Menschen bis mindestens sechzehn Jahre zur Schule gehen. Da hört man oft: »Dürfen? Wir müssen!« Jeder, der begabt ist und sich anstrengt, kann heute studieren, unabhängig von seiner Herkunft. Leben wir heute also nicht in einer viel besseren Zeit als der sog. »guten alten«?

Die Welt hat sich enorm verändert, vor allem auf dem Gebiet der Kommunikation. Dazu folgende Anekdote: Ich bin noch immer ein begeisterter Gärtner und ziehe mein Gemüse selbst. Dies tu ich einerseits aus Liebe zur Natur, andererseits, weil ich dem industriellen Gemüseanbau nicht vertraue. Dazu kommt, dass, wer Altersruhegeld bezieht, ein wenig sparsam sein sollte. Wenn meine Enkelkinder zu Besuch kommen, werden mir immer einige (natürlich von der Mutter) zugeteilt, damit sie mir im Garten helfen sollen. Die Leser können sich vielleicht vorstellen, von welcher Art diese Hilfe ist: Sie zertrampeln alles, graben dort, wo es nicht nötig ist und lassen am Ende die Gartengeräte irgend-

wo liegen. Dennoch erfreue ich mich an ihnen und benutze ihre Zuneigung, um etwas davon gutzumachen, was Eltern bisweilen vernachlässigen: die Erziehung ihrer eigenen Kinder. Ich frage mit der Bedeutsamkeit, die Großvätern eigen ist, meinen sechsjährigen Enkelsohn: »Weißt du ...?« Hier zunächst ein Tipp. Beginnen Sie mit: »Weißt du ...?« Machen Sie dann eine kleine Pause, denn sonst hören Kinder doch nicht zu. Es kommt dann ein erstaunter Blick zurück, weil sie vielleicht glauben, ihr Großvater wäre inzwischen gestorben, und schließlich können Sie loslegen: »Weißt du eigentlich, dass es noch keinen Fernseher gab, als dein Großvater klein war?« Große Augen: »Wirklich? Und was habt ihr dann geguckt?« Ich habe mich später den ganzen Abend gefragt, was wir damals eigentlich an den langen Winterabenden gemacht haben. Ganz zu schweigen von meinen Großeltern auf ihrem Hof, wo es keine Elektrizität gab. Aber zurück zu der pädagogischen Unterredung mit meinem Enkelsohn. Ich fuhr fort: »Weißt du, dass wir auch kein Telefon hatten?« - »Nee? Wie habt ihr dann telefoniert?« Da begriff ich, dass nicht alles in klugen Büchern steht und dass Kinder einem die Augen öffnen können. In meiner Kindheit waren wir eigentlich über kaum etwas informiert. Der erste Krieg, an den ich mich erinnern kann (die Chronologie eines Menschenlebens wird von Kriegen bestimmt), war der Abessinienkrieg. Es gab niemanden, der wusste, wo das lag, und das einzige, woran ich mich erinnern kann, ist das Liedchen: »Und der Negus ist geflohen auf dem Tandem ohne Licht.« Unter einem »Negus« stellten wir uns damals eine Art Neger vor. Ein paar Jahre später, 1940, erzählte man sich in unserer Straße, dass der Bosphorus in Flammen stand. Was der Bosphorus war, wusste niemand; das Wort hatte jemand in einer Zeitung gelesen. Heute sind die jungen Leute über alles informiert. Ob sie die Dinge auch begreifen, ist jedoch eine andere Sache.

Ich habe also allen Grund, für mein Leben dankbar zu sein.

Zweiter Grund

Als ich ein Kind war, entsprachen die Grenzen unseres Dorfes im Grunde der Grenze der Welt. »Die aus dem Nachbardorf« gehörten eigentlich schon zu einer unzuverlässigen Sorte Mensch, mit der wir wenig zu tun haben wollten; im Dorf dahinter wohnten schon die reinsten Heiden. Und dahinter kam vielleicht noch ein Dorf, aber wir hätten nicht gewusst, wo es liegt. Unser Leben spielte sich also in einem sehr engen Kreis ab. Die einzige Reise, die meine Großmutter jemals machte, war eine Fahrt mit der Butter zum Markt in Tielt. Als sie zurückkam, hatte sie allerdings alle Neuigkeiten aus der Region im Gepäck. Als Geschenk für ihre Kommunion durfte Großmutter zum ersten Mal mit in eine Stadt, und zwar nach Brügge: fünfzehn Kilometer zu Fuß und abends wieder zurück. Bieten Sie heute der Jugend einmal eine solche Fußreise an!

Jeder Mensch ist wie ein Stein aus dem Weltraum in das Meer des Daseins gefallen: Wo er landet, darüber kann nicht verhandelt werden. Als ich später die Armut in Indien sah, habe ich mich gefragt, warum ich in eine Goldgrube gefallen bin und die armen Parias in eine Latrine. Wo ein Stein ins Wasser fällt, zeichnen sich Ringe ab, die sich immer weiter vom Mittelpunkt entfernen. Der Mittelpunkt ist sehr wertvoll (obwohl Heimatverbundenheit in Verruf geraten ist). Ich bekenne hier, dass ich noch immer gern in meinen Geburtsort zurückkehre und es genieße, in der Dorfkneipe am Tresen richtiges Avelgemer Platt zu sprechen. Aber die Kreise sollten uns dazu anspornen, Weltbürger zu werden. Für viele von uns ist der entfernteste Kreis gerade einmal (West-) Europa, und dies wird der Wendekreis ihres Lebens. Aber »dahinter« wohnt doch der größte Teil der Menschheit! Wir sollten einmal darüber nachdenken, dass es 0,6 Milliarden Europäer gibt, 0,3 Milliarden US-Amerikaner, 1 Milliarde Inder und 1,3 Milliarden Chinesen ... und dazu kommen noch die Afrikaner und die islamisch-arabische

Welt. Rilke hat es unübertroffen so formuliert: »Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen ...« Genau dies sollte der moderne Mensch lernen. Wir sollten Weltbürger werden. Es ist aber nicht damit getan, morgens aus dem Bett zu steigen und Erasmus von Rotterdam zu zitieren: »*Ego mundi civis*« (»Ich bin ein Bürger dieser Welt«) und den Tag mit Beethovens »Alle Menschen werden Brüder« zu beenden. Es geht hier um etwas, woran gearbeitet werden muss.

Als sich Ferdinand Verbiest ungefähr 1650 aus Pittem in Belgien nach China auf den Weg machte, brauchte er dazu 450 Tage. Der Wind wehte damals auch nicht immer wie gewünscht, selbst nicht einem Jesuiten zuliebe. Wie immer hatte das Ganze auch seine Vorteile; waren die Missionare einmal dort angekommen, war man sie auf immer los. Heute kann man Verbiests Reise innerhalb eines Tages machen (wenn die Fluglotsen nicht gerade wieder streiken). Die Welt ist deutlich geschrumpft, und wir sind alle Nachbarn geworden. Das bedeutet, dass wir auch lernen müssen, einander zu begreifen. Dabei sollten wir nie vergessen, dass Menschen völlig verschiedene Sichtweisen des Lebens haben können. Hierzu ein paar Beispiele von zuhause. Ich wanderte einmal auf dem Kwaremont, einem Hügel in Ostflandern, und rief einem Bauern zu: »Wie schön es hier doch ist!« Er antwortete: »Schön? Schön? In Westflandern, ja – da ist alles schön flach.« Sicher, wer von früh bis spät in Holzschuhen hinter seinem Pferd oder Ochsen hoch und dann wieder runter gehen muss, sehnt sich nach Land, das flach ist. – Zwanzig Jahre lang fuhr ich jeden Winter zum Hohen Venn, denn ich liebte diese öde Landschaft. Einer meiner Bauernfreunde reiste einmal mit dem flämischen Bauernverband nach Prüm in der Eifel. Auf der Rückreise machten sie bei der »Baraque Michel« Station und betrachteten die Hochmoorlandschaft. Voller Erwartung fragte ich ihn später: »Und, wie hat dir unser Hohes Venn gefallen?« Seine Antwort: »So ein schlechtes Land, so was habe ich noch nie

gesehen.« Dies gilt auch für Menschen aus anderen Kulturen: Jeder sieht die Welt durch die eigene Brille, und wir sollten uns davor hüten, anderen die europäische Brille aufzusetzen.

Stattdessen müssen wir versuchen, andere in ihrer Eigenheit zu begreifen. Das ist wahrlich nicht einfach. Auf der Dorfschule habe ich gelernt, dass es drei Arten von Heiden gibt. Zunächst sind da die schwarzen Heiden, von denen wir einen kannten: Er stand auf der Kirmes mit schwarzem Kandiszucker. Als Kind dachte ich: Das also ist ein Heide. Daneben gab es gelbe Heiden, von denen wir aber nie einen zu Gesicht bekommen haben (denn es gab noch keine Chinarestaurants) und schließlich rote Heiden, wobei ich nie begriffen habe, was an ihnen rot sein soll. Unsere Beziehung zu ihnen bestand darin, dass wir mithelfen mussten, sie schnellstmöglich zum wahren Glauben zu führen. Wir wurden dazu angehalten, zwei Dinge zu sammeln, wobei mir immer ein Rätsel blieb, was damit gemacht wurde: Briefmarken und Silberpapier. In meiner kindlichen Einfalt stellte ich mir vor, dass irgendwo in Belgisch-Kongo ein schwarzer Junge unter einer Palme saß und die Briefmarken, die ich für ihn gesammelt hatte, in sein Album klebte.

Ich reiste viel in meinem Leben und besuchte alle Erdteile. Fragen Sie mich jetzt, was mir am meisten in Erinnerung geblieben ist, erwarten Sie vielleicht, dass ich den Taj Mahal oder den Borobudur nenne. Nein, es ist die Armut, die an so vielen Orten unserer Erde herrscht, von Indien bis nach Afrika.

Ich habe also allen Grund, für mein Leben dankbar zu sein.

Dritter Grund

Während meiner Lebenszeit vollzog sich ein Wandel von Armut zu Reichtum. Selbst die, die heute ein bescheidenes Einkommen haben, sind immer noch reich im Vergleich zu ihren eigenen Großeltern.

Lesen Sie noch einmal die Werke von Streuvels, in denen er das Leben der flämischen Saisonarbeiter beschreibt: Wochenlang von zuhause weg, um Brot zu verdienen, haben sie auf den Äckern im benachbarten Frankreich Rüben verzo-gen, Flachs gerauft und die Ernte mit der Sense geschnitten. Ich sehe noch, wie sie mit dem Schnappsack über der Schul-ter von dannen zogen. Als sie zurückkamen, standen ihre Frauen schon am Bahnhof. Sie brauchten dringend Geld, um die Schulden beim Bäcker und Gemüsehändler zu bezahlen. Denn damals gab es eine gewisse Solidarität unter den Men-schen: Man konnte noch anschreiben lassen. Bis heute sagt man bei uns in der Gegend: Wir bezahlen, wenn der Vater aus Frankreich zurückgekehrt ist. Gute alte Zeit? Ja, alt schon, aber nicht gut.

Der erste Zug fuhr morgens um 4.15 Uhr in Oudenaarde ab. Das Städtchen liegt auf der Strecke Gent – Oudenaarde – Blaton. Keiner war je in Blaton gewesen, aber jeder wusste, dass dort in der Nähe das Borinage lag, ein damals bedeu-tendes Steinkohlerevier. Die Bergarbeiter, von denen man-che morgens mit dem Fahrrad sogar aus Schorisse ankamen, gingen in den wallonischen Mienen arbeiten. Mit fünfzig Jahren starben sie reihenweise an Staublunge. Gute alte Zeit? Alt schon, aber nicht gut.

Junge Leute heute, die an Mähdreschern vorbeifahren, können sich keine Vorstellung davon machen, wie schwer die Ernte auf dem Land früher war. Mein Großvater schnitt das Getreide noch mit der Sichel, die Frauen banden es und stellten es zu Garben auf, die dann eingeholt und zu Hocken aufgeschichtet werden mussten. Den ganzen Winter über wurde mit dem Flegel das Getreide gedroschen. Gute alte Zeit? Alt schon, aber nicht gut.

Junge Leute können sich nicht mehr vorstellen, wie hart das Leben früher war. Wer in den Honigtopf gefallen ist, findet das völlig selbstverständlich.

Jeder weiß, was Komfort ist, aber kaum jemand fragt sich, was der Begriff eigentlich bedeutet. Darin erkennt man noch das Wort »Fort« (fest, stark, Befestigungsanlage). Es stammt tatsächlich vom Lateinischen *comfortare* ab, d.h. verstärken. Komfort macht uns also stärker: Wer sich gut ernährt, kleidet und komfortabel wohnt, wer lesen und schreiben gelernt hat, dessen Dasein wird »verstärkt«. Wenn sich Medizin, Wissenschaft und Technologie entwickeln, wird der Mensch gegenüber den Unbilden des Lebens widerstandsfähiger. Aber schauen wir noch einmal zurück. In meiner durchaus fortschrittlichen Dorfschule gab es schon vor dem Zweiten Weltkrieg farbige Anschauungstafeln. Auf der ersten war eine Felsenhöhle abgebildet, vor der ein Mann und eine Frau standen, die in Bärenfelle gehüllt waren. Dazu die Erläuterung: Höhlenbewohner. Haben Sie schon einmal eine solche Höhle besichtigt? Sobald man hineingekrochen ist, rutscht man auf dem lehmigen Untergrund aus, es tropft einem von oben in den Nacken, und die Arthrose meldet sich sofort von überall ... oh gute alte Zeit!

Aber wir brauchen gar nicht so weit zurückzugehen. Wir hatten zuhause einen Kanonenofen. Wer an einem kalten Wintermorgen als erster aus dem Bett musste, jubelte dem neuen Tag wohl kaum entgegen: Er musste, barfuß und im Hemd (Pantoffeln und Morgenmäntel waren bei uns Mangelware), durchs eiskalte Haus, die Treppen hinunter. Den Ofen anzuzünden, war eine richtige Prozedur. Zunächst brauchte man eine Handvoll Stroh - kein Papier; das benutzten wir für niedere Zwecke ... Ich kann mich noch ganz genau daran erinnern, als die erste Rolle Klosettpapier bei uns Einzug hielt. Meine Mutter war stolz wie Oskar, dass wir endlich diesen großen kulturellen Sprung vorwärts geschafft hatten und sie beschwor uns, ganz sparsam damit umzugehen. Wer denkt denn heute noch an so was? Aber zurück zum Ofen. Als nächstes musste Holz hinein. Wir waren zuhause zu fünft, sodass jeder glaubte, die anderen

vier hätten bestimmt Holz gehackt. Da stand man dann wie ein begossener Pudel: Man musste nach draußen in den dunklen Schuppen, wo aus Sparsamkeitsgründen nie eine Leitung für Licht gelegt worden war, um ein Stück Holz zu suchen. Wir hatten auch Hühner, die da herumliefen ... man kann sich vorstellen, wohin man alles gegriffen hatte, bis endlich das Holz gefunden war. Der letzte Unglückliche hatte zudem das Hackmesser hinter die Tür geworfen, wo es ein normaler Mensch natürlich nicht finden konnte. Und später die Kohle? Die billigste Sorte wurde in schweren Brocken geliefert, die wir mit einem großen Hammer in Stücke schlugen. (Meine Söhne wundern sich noch heute, dass ich den großen Hammer den »Kohlenhammer« nenne.) Kohle wurde meist am Sonnabend zerschlagen. Danach waren wir so schwarz wie Moorleichen. Immerhin war jetzt Kohle da, um den Ofen anzuzünden, aber es dauerte eine geschlagene Viertelstunde, bis die erste Kalorie so gnädig war, aus der Kohle herauszutreten. Und man stand da im Hemd und bebte vor Kälte ... Mir ist dann doch lieber, an einem Rädchen zu drehen, um das Haus zu heizen – nur der liebe Gott und der Elektriker wissen, wie das funktioniert. Aber wie altmodisch! Wir drehen schon lange nicht mehr an einem Rädchen, sondern programmieren die Heizung und bleiben so lange faul im Bett liegen, bis die Wohnung behaglich warm ist. Meine Großmutter hätte das erleben sollen.

Im Bereich der Hygiene war es auch nicht viel besser gestellt. Niemand hatte ein Badezimmer, bis auf die ganz Reichen. Auf dem Hof meiner Großeltern stand die Pumpe noch draußen, sodass sie im Winter einfror; eine gute Gelegenheit, sich eine Zeitlang nicht waschen zu müssen. Meine Großmutter, die für alles den passenden Spruch zur Hand hatte, sagte dann: »Dreck hält warm.« Es gab damals viele, die ihre Füße sonnabends wuschen, und den Rest zu Ostern. Wenn wir im Regen zur Schule gingen, kamen wir da tiefendnass an; die meisten Häuser hatten damals keine Re-